

## Rittmeister Brand.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

10.

Brand ging in gedrückter Stimmung und mit sich selbst unzufrieden heim. Es mißfiel ihm, daß er eine Freundschaft für den seligen Major von Müller heuchelte, von der sein Herz nie etwas gewußt. Warum? Weil ihm der brave Mann, der genau das getan hatte, was Dietrich hätte tun sollen, ein lebender Vorwurf war.

„Verzeih mir, Major,“ sagte Brand unwillkürlich laut und trat in seiner Benommenheit einem dürrig gekleideten, schmalen, schlichteren Herrn, der bescheiden an ihm vorüberhüschte, auf den Fuß. Der Herr grüßte und — entschuldigte sich. Für einen Major gehalten zu werden, schmeichelte ihm; denn er war nur ein ganz kleiner Beamter.

„Verzeihung,“ wiederholte Dietrich, zog den Hut und dachte: Demütiges Menschlein, wenn Du wüßtest, wie klein ich mich fühle!

Sein Elend und seine Qual mußten ein Ende nehmen; er faßte einen großen Entschluß. Wenn er auch nicht wagen durfte, Frau von Müller zu besuchen, sehen mußte er sie. Morgen ist der letzte April, da tritt sie ihre Wanderung zu der Brotgeberin an, da will er sie erwarten vor ihrem Hause, will ihr folgen, vorerst unbemerkt. Wer weiß, vielleicht zeigt der Zufall sich günstig und bietet Brand Gelegenheit, sich ihr vorzustellen.

Er schlief wenig in dieser Nacht, versiel erst gegen Morgen in einen unerquicklichen, durch wirre Träume gestörten Schummer. Als er erwachte, war es fünf Uhr, und aus grauen Wolken, die den ganzen Himmel bedeckten, strömte dichter Regen nieder. Nach dem Frühstück ging Dietrich in die Wohnung hinüber, die er für das Ehepaar Peters im dritten Stock des Hauses gemietet hatte, in dem das Geschäft Magdalenas sich befand. Er kam gerade zurecht zum Bade seines Tauslings, und Frau Peters erschrak nicht wenig, als sie ihn erblickte; denn das war die Gelegenheit, bei der Dietrich mit Ermahnungen am wenigsten sparte und so oft gefagt hatte, daß es ihr schon „auf die Nerven“ ging:

„Ja, meine Liebe, das Baden eines kleinen Kindes ist keine leichte Sache. Ich habe darüber in ganz vortrefflichen Büchern gelesen und auch gesprochen mit Widerhofer, Muthenthaler und Monti.“

Heute kein Wort, nicht einmal ein recht aufmerksames Zusehen, und als die Uhr neun schlug, nahm er seinen Hut (seinen schönsten Zylinder — bei dem Wetter) und ging und vergaß den Regenschirm. Zum Glück bemerkte Frau Peters es gleich und schickte ihm den Unentbehrlichen nach und dachte bei sich mit aufrichtigem Bedauern: „Der ist wirklich verliebt, und fest, der arme Alte!“

Es hatte ihn auf einmal gepackt: Vielleicht kommt sie heute früher als gewöhnlich zu Madame Vernon. Warum sie das tun sollte, da sie doch einen bestimmten Grund hat, zu keiner anderen Stunde als zwischen elf und zwölf zu kommen, wußte Brand nicht und konnte es nicht wissen. Aber möglich wars ja doch, und wenn ein vernünftiger Mensch eine Möglichkeit einmal angenommen hat, dann richtet er sich auch nach ihr ein.

Er war ein guter Geher und erreichte in erstaunlich kurzer Zeit sein Ziel, die lange Berggasse. Sie machte ihrem Namen Ehre und stieg ziemlich steil in die Höhe. Zwischen ihren alten, niedrigen Häusern ragten hie und da neue turmartige Zinnsarkophagen in den Himmel und raubten seinen Anblick ihrem armen Gegenüber und waren trotz ihres unverschämten protigen Aussehens doch nur Wohnstätten der Armut und der Not.

Auch Nummer 19 hatte solch ein lichtraubendes vis-à-vis und schien aus Ehrfurcht vor ihm halb in die Senie gesunken. Brand trat durch das schiefe Tor in einen elend gepflasterten Hof, der ein schmales, unregelmäßiges Biered bildete. Rings um die zwei Geschosse liefen offene Gänge mit Geländern aus verbogenen Eisenstäben. Die Fenster waren klein und in defektem Zustande. Im Hofe, unter einem Vordach des Eingangs, der zu der Hausmeisterwohnung führte, beschäftigte

sich ein derbes Weib mit dem Reinigen des Küchengerätes und wurde dabei von einer Schar von Hühnern umgadert und von zwei Katzen umschmeichelt. Auf einem leeren Tische saß ein schwarzer Kater; und ein kleines, steinaltes, kaffeebraunes Tierchen, mit weißen Pfoten und langen, flatternden Ohren, das beim Anblide Brands eine Art Gebell erhob, mußte man erst eine Weile betrachten, um zu erkennen, daß es zum Hundegegeschlecht gehörte.

Die Hausmeisterin musterte den durch das Gündlein Angekündigten vom Kopf bis zu den Füßen und fragte unfreundlich: „Was wünschens denn?“

Auf einem Gang des ersten Geschosses war eine alte Frau mit zerzausten Haaren und mit einer Brille auf der Nase, in einen fettigen Schlafrock gekleidet, erschienen, hatte sich ängstlich umgesehen, einen kleinen zerfetzten Teppich auf das Geländer gelegt, und angefangen, ihn so leise als möglich auszuklopfen.

Aber die Hausmeisterin bemerkte die geplante Untat sogleich und hemmte ihre Fortsetzung durch energische, mit Schimpfworten reichlich gespickte Einsprache. Die erschrockene Alte raffte ihren Teppich zusammen und verschwand in der Tür, aus der sie getreten war.

Diesen Zwischenfall benutzte Brand, um sich aus dem Hause und aus der Nähe seiner groben Beherrscherin zu stellen. Diese Person nach Sophie Müller zu fragen, widerte ihn an. Diese Person schien ihm so recht fähig, alle möglichen infamen Schlüsse aus der einfachen Erkundigung zu ziehen: „Wohnt hier Frau Major von Müller, und ist sie zu Hause?“

Nein, er wollte nicht fragen, er wollte warten; geduldig, mehr als geduldig, mit dem Wunsche sogar, sie möge noch nicht kommen. Ihr Anblick wird ihm eine große Gemütsbewegung verursachen. Er hatte sich das kaum eingestanden, als er sich auch sofort ins Gebet nahm. Und was weiter? Hat er eine feige Scheu vor Gemütsbewegungen? Ist es so weit mit ihm gekommen in dem Schlaraffenleben, das er führt, und vergißt er vor lauter Erziehen an andern die Erziehung seiner selbst. Gemütsbewegung, ja — es wird eine sein, und er wird sie aushalten.

Nach langem Auf- und Abgehen blieb er in der Nähe des Tores stehen. Unaufhörlich strömte der Regen nieder, Brand nahm sich unter den acht Wasserfäden, die von seinem Schirm herunterliefen, wie ein steinerner Wassergott aus. Es wurde halb elf. Sie kommt nicht, das Wetter ist zu schlecht, dachte er und — wartete weiter, obwohl er recht gut merkte, daß er schon die Aufmerksamkeit einiger Schuhmacher erregt hatte, die an einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses arbeiteten.

Zu jeder anderen Zeit würde er hingegangen sein und die jungen Leute gefragt haben, was sie zu gaffen und zu kichern hätten? Ob die Beobachtung der Passanten oder das Berufertigen von Schuhen ihre Pflicht und ihr Geschäft sei? Jetzt aber ließ er die Tröpfe ungehindert in dem Pfuhl ihrer Nichtsnutzigkeit versinken und blieb auf seinem Posten, bis die Uhr des nächsten Kirchturms elf schlug und der letzte Schein von Hoffnung, der noch in ihm glimmte, erlosch.

Und gerade in dem Augenblick, in dem er jede Hoffnung aufgegeben hatte, wurde sie erfüllt. Er war noch einige Schritte hinauf bis an das Tor von Nummer 21 gegangen, da war ihm, als ob er zurückgezogen würde an unsichtbaren, aber starken Fäden. Etwas Geheimnisvolles, nie Empfundenes zwang, ja zwang ihn, sich umzuwenden.

Da trat sie aus dem Hause. Er erkannte sie sogleich. Wie zögernd blieb sie ein paar Sekunden vor dem kleinen Wasserreservoir stehen, das sich zwischen der Schwelle und dem Trottoir gebildet hatte, sah zum trostlos grauen Himmel hinauf, öffnete rasch ihren Schirm, hob sich auf die Fußspitzen und schritt eilig und entschlossen des Weges.

Brand folgte ihr ansfangs aus einiger Entfernung, dann wagte er sich näher heran, ging auf die andere Seite der Gasse, ging ihr vor, sah ihr ins Gesicht. Sie trug einen kleinen, schwarzen Schleier, hielt die Augen aufmerksam auf das Pflaster gerichtet und suchte die Steine aus, auf die sie ihre schlanken, schmalen Füße setzte. Sie hatte ihren leichten und entschlossenen Gang, die anmutig aufrechte Haltung behalten, die ihm so deutlich in der Erinnerung geblieben

waren. Sie sah wie ein junges Mädchen aus, und fein und elegant in ihren alten Kleidern. O wie alt, wie abgetragen!

Brand verlangsamte seine Schritte und ging wieder hinter ihr her; und als ein Dummel, der ihr entgegen kam, sie beinahe vom Trottoir gestossen hätte, schob er ihn zur Seite mit solchem Nachdruck und so aggressiver Miene, daß der Mensch ein „Pardon“ stammelte und sich davon machte.

Sie waren am Ziele. Frau von Müller lief mehr als sie ging ins Haus, und Brand dachte daran, heimzugehen. Aber er tat es nicht, er brachte sich nicht fort. Er hatte ja die Möglichkeit, sie noch einmal zu sehen, ihr noch einmal zu folgen, sie vielleicht noch einmal in Schutz zu nehmen vor irgendeinem Dummel und sich dann ein Wort des Dankes von ihr zu verdienen. . . . Daß sie doch in eine große Gefahr geraten möchte, daß er ihr Leben um den Preis seines eigenen retten und ihr sterbend sagen könnte: „Frau von Müller, jetzt find wir quitt!“

Sie war nicht die breite Treppe zum ersten Stockwerk hinaufgestiegen, die links in die Salons führte, sondern die Seitentreppe rechts, über die man zur Privatwohnung Madame Amélie's gelangte. Brand hatte sich in den Hof zurückgezogen und beobachtete von dort aus, was unter dem Torwege vorging. Nach kaum zehn Minuten kam Sophie die kleine Treppe wieder herab. Ihre Wangen waren leicht gerötet, ein heller Ausdruck von Freude verklärte ihr Gesicht. Die angenehme Ueberraschung, die Brand ihr zugebracht, war gelungen; Madame Amélie hatte ihre Sache gut gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

## Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Selbwhler Geschichte von Gottfried Keller.

6]

Nachdruck verboten.

Sein Vater war des anderen Tages wie zerschlagen und wollte nicht aus dem Hause. Der Handel und das ganze vieljährige Glend nahm heute eine neue, deutlichere Gestalt an und nahm sich bequemlich Platz in der drückenden Luft der Spelunke, also daß Mann und Frau matt und scheu um das Gespenst herumstüchelten, aus der Stube in die dunklen Kämmerchen, von da in die Küche und aus dieser wieder sich in die Stube schlepten, in welcher kein Gast sich sehen ließ. Zuletzt hockte jedes in einem Winkel und begann den Tag über ein müdes, halbtotes Ranken und Vorhalten mit dem anderen, wobei sie zeitweise einschließen, von unruhigen Tagträumen geplagt, welche aus dem Gewissen kamen und sie wieder weckten. Nur Sali sah und hörte nichts davon, denn er dachte nur an Brenchen. Es war ihm immer noch zumute, nicht nur, als ob er unsäglich reich wäre, sondern auch was rechtes gelernt hätte und unendlich viel Schönes und Gutes wußte, da er nun so deutlich und bestimmt um das wußte, was er gestern gesehen. Diese Wissenschaft war ihm wie vom Himmel gefallen, und er war in einer unaufhörlichen glücklichen Verwunderung darüber; und doch war es ihm, als ob er eigentlich von jeher gewußt und gekannt hätte, was ihn jetzt mit so wunderbarer Sichtigkeit erfüllte. Denn nichts gleicht dem Reichtum und der Unergründlichkeit eines Glückes, das an den Menschen herantritt in einer so klaren und deutlichen Gestalt, vom Pfäfflein getauft und wohl versehen mit einem eigenen Namen, der nicht tönt wie andere Namen. Dieses ist eine feine Sache, und in ihr ruht das Geheimnis oder die Offenkunde von der Wohlthat des Lebens, von dem Aufbau der Familie und dessen, was viele Familien zusammen sind. Es ist die Frühlingsblüte, aus welcher die Frucht der guten Familie erwächst; manche Gewächse müssen zwei bis drei oder gar viermal blühen, bis eine Frucht geraten will, und alsdann hat die Weisheit der Natur oder der Götter es so eingerichtet, daß den Blühenden die letzte Blume immer die feinste dünt, und sie meinen, es sei noch nie so schön gewesen. Und ob nun die Natur allein oder die Götter es so geordnet, so ist es wirklich ein gutes und zweckmäßiges Ding. Viele blühen aber nur einmal, und auch diese Blüte zerschlägt der Sturm, tötet der Frost oder ersäuft ein anhaltendes Regenwetter, und nie wird eine Frucht daraus; viele blühen in einer Wildnis oder in einem wässren Sumpfe in der Einsamkeit, und es wird auch nichts daraus, als zuweilen eine herbe, verkrüppelte Holzfrucht; denn alle guten Früchte wachsen in großer Gesellschaft, die Aehre steht neben der Aehre und die Traube hängt neben der Traube tausendfältig. Aber Blumen sind es immer gewesen, ob etwas daraus geworden oder nicht, und ob sie gesehen oder ungehoren verblühten, und der Frühling ist schön, was auch aus ihm wird.

Sali fühlte sich an diesem Tage weder müdig noch unglücklich, weder arm noch hoffnungslos; vielmehr war er vollauf beschäftigt, sich Brenchens Gesicht und Gestalt vorzustellen, unaufhörlich, eine Stunde wie die andere; über dieser aufgeregten Tätigkeit aber verschwand ihm der Gegenstand derselben fast vollständig, das heißt, er bildete sich endlich ein, nun doch nicht zu wissen, wie Brenchen recht genau aussehe, er habe wohl ein allgemeines Bild von ihr im Gedächtnis, aber wenn er sie beschreiben sollte, so könnte er das

nicht. Er sah fortwährend dies Bild, als ob es vor ihm stände, und fühlte seinen angenehmen Einfluß, und doch sah er es nur wie etwas, das man eben nur einmal gesehen, in dessen Gewalt man liegt, und das man doch nicht kennt. Er erinnerte sich genau der Gesichtszüge, welche das kleine Dirnchen einst gehabt, mit großem Wohlgefallen, aber nicht eigentlich derjenigen, welche er gestern gesehen. Hätte er Brenchen nie wieder zu sehen bekommen, so hätten sich seine Erinnerungskräfte schon behelfen müssen und das liebe Gesicht säuberlich wieder zusammengetragen, daß nicht ein Zug daran fehlte. Jetzt aber versagten sie schlaun und hartnäckig ihren Dienst, weil die Augen nach ihrem Recht und ihrer Lust verlangten, und als am Nachmittage die Sonne warm und hell die oberen Stockwerke der schwarzen Häuser beschien, jrich Sali aus dem Tore und seiner alten Heimat zu, welche ihm jetzt erst ein himmlisches Jerusalem zu sein schien mit zwölf glänzenden Pforten, und die sein Herz klopfen machte, als er sich ihr näherte.

Er stieß auf dem Wege auf Brenchens Vater, welcher nach der Stadt zu gehen schien. Der sah sehr wild und liederlich aus, sein grau gewordener Bart war seit Wochen nicht geschoren, und er sah aus wie ein recht böser, verlorener Bauersmann, der sein Feld verpachtet hat und nun geht, um anderen Leibes zuzufügen. Dennoch sah ihn Sali, als sie sich vorübergingen, nicht mehr mit Haß, sondern voll Furcht und Scheu an, als ob sein Leben in dessen Hand stände, und er es lieber von ihm erlösen, als ertragen möchte. Marti aber maß ihn mit einem bösen Blicke von oben bis unten und ging seines Weges. Das war indessen dem Sali recht, welchem es nun, da er den Alten das Dorf verlassen sah, deutlicher wurde, was er eigentlich da wollte, und er schlich sich auf altbekannten Pfaden solange um das Dorf herum und durch dessen verdeckte Gäßchen, bis er sich Martis Haus und Hof gegenüber befand. Seit mehreren Jahren hatte er diese Stätte nicht mehr so nahe gesehen; denn auch als sie noch hier wohnten, hüteten sich die verfeindeten Leute gegenseitig, sich ins Gehege zu kommen. Deshalb war er nun erstaunt über das, was er doch an seinem eigenen Vaterhause erlebt, und starrte voll Verwunderung in die Wüstenei, die er vor sich sah. Dem Marti war ein Stück Ackerland um das andere abgepfändert worden, er besaß nichts mehr als das Haus und den Platz davor nebst etwas Garten und dem Acker auf der Höhe am Flusse, von welchem er hartnäckig am längsten nicht lassen wollte.

Es war aber keine Rede mehr von einer ordentlichen Bebauung, und auf dem Acker, der einst so schön im gleichmäßigen Korne gewogt, wenn die Ernte kam, waren jetzt allerhand abfällige Samenreste gesät und aufgegangen, aus alten Schachteln und zerrissenen Rüten zusammengesetzt, Rüben, Kraut und dergleichen und etwas Kartoffeln, so daß der Acker ausah wie ein recht übel gepflegter Gemüseplatz und eine wunderliche Musterkarte war, dazu angelegt, um von der Hand in den Mund zu leben, hier eine Handvoll Rüben auszureißen, wenn man Hunger hatte und nichts Besseres wußte, dort eine Tracht Kartoffeln oder Kraut, und das übrige fortzuwuchern oder verfaulen zu lassen, wie es mochte. Auch ließ jedermann darin herum, wie es ihm gefiel, und das schöne, breite Stück Feld sah beinahe so aus, wie einst der herrenlose Acker, von dem alles Unheil herkam. Deshalb war um das Haus nicht eine Spur von Ackerwirtschaft zu sehen. Der Stall war leer, die Türe hing nur in einer Angel, und unzählige Kreuzspinnen, den Sommer hindurch halb groß geworden, ließen ihre Fäden in der Sonne glängen vor dem dunklen Eingang. An dem offen stehenden Scheunentor, wo einst die Früchte des festen Landes eingefahren, hing schlechtes Fischegeräthe, zum Zeugnis der verkehrten Wasserfischerei; auf dem Hofe war nicht ein Huhn und nicht eine Taube, weder nahe noch Hund zu sehen, nur der Brunnen war noch als etwas Lebendiges da, aber er floß nicht mehr durch die Röhre, sondern sprang durch einen Riß nahe am Boden über diesen hin und setzte überall kleine Tümpel an, so daß er das beste Sinnbild der Faulheit abgab. Denn während mit wenig Mühe des Vaters das Loch zu verstopfen und die Röhre herzustellen gewesen wäre, mußte sich Brenchen nun abquälen, selbst das lautere Wasser dieser Verkommenheit abzugewinnen und seine Wäscherei in den seichten Sammlungen am Boden vorzunehmen, statt in dem betrodneten und zerspaltenen Troge. Das Haus selbst war ebenso läglich anzusehen; die Fenster waren vielfach zerbrochen und mit Papier verklebt, aber doch waren sie das Freundlichste an dem Verfall; denn sie waren, selbst die zerbrochenen Scheiben, klar und sauber gewaschen, ja förmlich poliert und glänzten so hell wie Brenchens Augen, welche ihm in seiner Armut ja auch allen übrigen Staat ersetzen mußten. Und wie die krausen Haare und die rotgelben Kattunhalbtücher zu Brenchens Augen, stand zu diesen blinkenden Fenstern das wilde, grüne Gewächs, was da durcheinander ranfte um das Haus, flatternde Bohnenwäldchen und eine ganze duftende Wildnis von rotgelbem Goldsack. Die Bohnen hielten sich, so gut sie konnten, hier an einem Hartenstiel oder an einem verkehrten in die Erde gesteckten Stumpf, dort an einer von Rost zerfressenen Hellebarde oder Sponton, wie man es nannte, als Brenchens Großvater das Ding als Wachtmeister getragen, welches es jetzt aus Not in die Bohnen gepflanzt hatte; dort kletterten sie wieder lustig eine verwitterte Leiter empor, die am Hause lehnte seit undenklichen Zeiten, und hingen von da in die klaren Fensterchen hinunter wie Brenchens krauselhaare in seine Augen. Dieser mehr malerische als wirkliche Hof lag etwas beiseite und hatte keine näheren Nachbarhäuser, auch ließ sich in

diesem Augenblicke nirgends eine lebendige Seele wahrnehmen; Sali lehnte daher in aller Sicherheit an einem alten Scheunchen, etwa dreißig Schritte entfernt, und schaute unentwandt nach dem stillen, müden Hause hinüber. Eine geraume Zeit lehnte und schaute er so, als Brenchen unter die Haustür kam und lange vor sich hinblidete, wie mit allen ihren Gedanken an einem Gegenstande hängend. Sali rührte sich nicht und wandte kein Auge von ihr. Als sie endlich zufällig in dieser Richtung hinsah, fiel er ihr in die Augen. Sie sahen sich eine Weile an, herüber und hinüber, als ob sie eine Lusterscheiningung betrachteten, bis sich Sali endlich aufrichtete und langsam über die Straße und über den Hof ging auf Brenchen los. Als er dem Mädchen nahe war, streckte es seine Hände gegen ihn aus und sagte: „Sali!“ Er ergriff die Hände und sah ihr immerfort ins Gesicht. Tränen stürzten aus ihren Augen, während sie unter seinen Blicken vollends dunkelrot wurde, und sie sagte: „Was willst Du hier?“ — „Nur Dich sehen!“ erwiderte er, „wollen wir nicht wieder gute Freunde sein?“ — „Und unsere Aeltern?“ fragte Brenchen, sein weinendes Gesicht zur Seite neigend, da es die Hände nicht frei hatte, um es zu bedecken. — „Sind wir schuld an dem, was sie getan und geworden sind?“ fragte Sali; „vielleicht können wir das Elend nur gut machen, wenn wir zwei zusammenhalten und uns recht lieb sind!“ — „Es wird nie gut kommen“, antwortete Brenchen mit einem tiefen Seufzer, „gehe in Gottes Namen Deiner Wege, Sali!“ — „Bist Du allein?“ fragte dieser, „kann ich einen Augenblick hineinkommen?“ — „Der Vater ist zur Stadt“, wie er sagte, „um Deinem Vater irgend etwas anzuhängen; aber hereinkommen kannst Du nicht, weil Du später vielleicht nicht so ungehört weggehen kannst, wie jetzt! Noch ist alles still, und niemand um den Weg, ich bitte Dich, gehe jetzt!“ — „Nein, so gehe ich nicht, ich mußte seit gestern immer an Dich denken, und ich gehe jetzt nicht so fort, wir müssen miteinander reden, wenigstens eine halbe Stunde lang oder eine Stunde, das wird uns gut tun!“ — Brenchen begann sich ein Weiches und sagte dann: „Ich gehe gegen Abend auf unseren Acker hinaus, Du weißt weichen, wir haben nur noch den, und hole etwas Gemüse. Ich weiß, daß niemand weiter dort sein wird, weil die Leute anderswo schneiden; wenn Du willst, so komme dort hin, aber jetzt gehe und nimm Dich in acht, daß Dich niemand sieht! Wenn auch kein Mensch hier mehr mit uns umgeht, so würden sie doch ein solches Gerede machen, daß es der Vater sogleich vernähme.“ — Sie ließen sich jetzt die Hände frei, ergriffen sie aber auf der Stelle wieder, und beide sagten gleichzeitig: „Und wie geht es Dir auch?“ Aber statt sich zu antworten, fragten sie das gleiche aufs neue, und die Antwort lag nur in den berechneten Augen, da sie nach Art der Verliebten die Worte nicht mehr zu lenken wußten und, ohne sich weiter etwas zu sagen, endlich halb selig und halb traurig auseinander huschten. „Ich komme recht bald hinaus, gehe nur gleich hin!“ rief Brenchen noch nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Laubenkolonist.

### Obstbaumpflanzung und Sortenwahl.

Mit Beginn dieses Monats nimmt die Pflanzzeit für Gehölze aller Art einschließlich der Obstbäume und des Beerenoßtes ihren Anfang. Für den Laubenkolonisten, mehr noch für den Parzellenbesitzer und für solche Pächter, die sich das zu bewirtschaftende Grundstück auf eine längere Reihe von Jahren gesichert haben, ist die Obstgehölzpflanzung eine höchwichtige Sache. Von ihr hängt es sehr wesentlich ab, ob das zu bewirtschaftende Grundstück dauernde Freude und nennenswerten Ertrag sichern soll. Man unterscheidet zwei Arten von Obstbaumpflanzungen, die intensive und die extensive. Bei der ersteren Art werden die Pflanzungen so dicht ausgeführt, daß jede Unterkultur ausgeschlossen bleibt. Es ist nicht leicht, dem Laien zu raten, zu welcher Art der Pflanzung er greifen soll. Ein Grundstück, das vom achten bis zehnten Jahre nach der Pflanzung ab nur noch der Obstkultur dienen kann, gibt nicht alljährliche Erträge, zeitweise unter Umständen aber sehr hohe, die dann oft den Ausfall schlechter Jahre wieder reichlich aufwiegen. Bei extensiver, zu deutsch weiter Pflanzung, werden die Erträge aus der Obstkultur natürlich geringer ausfallen, zu ihnen gesellen sich aber die Erträge der Unterkulturen, die in Gemüseplantagen bestehen. Diese sind zwar an und für sich nicht hoch, aber sicher; denn wenn auch die Gemüseernten nach Menge und Güte in den einzelnen Jahren verschiednen ausfallen, so ist doch niemals, wie beim Obstbau, mit einer völligen Mißernte zu rechnen. Was der Ertrag einer Gemüseart einmal zu wünschen übrig läßt, macht der Mehrertrag einer anderen in der Regel wieder wett. Wenn man es richtig anfängt, d. h. die Obstbäume weit pflanzt, und sachgemäße Gemüsekultur betreibt, dann muß trotz der doppelten Düngermengen, die zu geben sind, da Bäume und Gemüse gleichzeitig ernährt werden wollen, der Durchschnittsertrag aus dem Gemüsebau so ausfallen, daß er die gesamten Unkosten der Gartenwirtschaft deckt.

Eine möglichste Ausnutzung der Bodenfläche läßt sich auch noch auf andere Weise erzielen, und zwar dadurch, daß man entweder zwischen Hochstämmen von Äpfeln, Birnen, Süßkirschen und Walnüssen, die voraussichtlich mit einer sehr langen Lebensdauer zu rechnen haben, einen früher ertragfähig werdenenden, aber kurz-

lebigeren andren Baum als Halbstamm setzt, wie z. B. einen Pflaumen- oder einen Buschobstbaum. Diese geben schon nach einigen Jahren, lange vor den Hochstämmen, Erträge. Sind dann die Kronen der Hochstämmen in die Breite gegangen, so daß sie die Zwischenpflanzungen drücken, dann werden diese, die sich schon längst durch ihre Erträge bezahlt gemacht haben, einfach ausgerodet.

In extensive Pflanzungen kann auch Beerenoßt als Unter- oder Zwischenpflanzung angepflanzt werden, aber möglichst mit Ausschluß der Himbeeren, die durch ihre zügellose Ausläuferbildung bald das ganze Gelände versauen. In Frage kommen hier Erdbeeren, die eigentlich in den Gemüsegärten gehören, und deren Kultur viel Arbeitszeit erfordert, in erster Linie aber Stachelbeeren und Johannisbeeren, deren Anbau indessen nur da lohnt, wo Absatz in nächster Nähe vorhanden ist.

Seit Jahren habe ich die Kulturen in den Gartenkolonien der weitesten Umgebung Berlins mit aufmerkamen Augen verfolgt. Von hundert Kolonisten habe ich mindestens 95 bedauert wegen ihrer fehlerhaften Anpflanzungen und wegen des Schweißes, den sie nutzlos auf ihren Parzellen vergeuden. Es gibt aber auch manche, die verheißungsvoll und vielversprechend anfangen, aber bald, wenn der Erfolg nicht sofort zutage trat, die Flinte ins Korn werfen und die Unträuer hochgehen lassen. Wenn ich im ärmsten Flugsande Früchte erziele, die auf großen Ausstellungen Aufsehen erregen, die höchsten Preise erringen, an Schönheit und Güte vielfach das beste, edelste südländische Obst übertreffen, so ist dies doch ein Beweis dafür, daß der Obstzüchter auch im elenden Flugsande der Mark, wenn er es nur richtig anfängt, bestehen und vorwärts kommen kann.

Dazu gehört aber in erster Linie, vor der Anpflanzung den Boden richtig zu präparieren, tief zu bearbeiten, d. h. zu rigolen, und sich genau über die anzupflanzenden Sorten und deren Ansprüche klar zu sein. Hier hapert's aber fast überall. Man geht meist in eine sogenannte Winkelbaumschule oder zum ersten besten Händler, der feinerlei Gewächse bietet, und kauft, was man gerade erlangen kann, die Sorten, die man erhält, dem reinen Zufall überlassend, wenn die Bäume nur billig sind — mögen auch die Stämme krumm, die Kronen elend sein. Wenn dann derartige Bäume überhaupt zum Tragen kommen, so macht man oft noch die Erfahrung, daß der gepflanzte Birnbaum gemeine Kochbirnen, der Apfelbaum niedertüchtige Holzäpfel und der Kirschbaum elende Vogelkirschen bringt. In solchen Fällen stehen zwei Wege offen, ein radikaler, der im Ausbrennen dieser Bäume besteht, im sachgemäßen Rigolen und Düngen des Grundstücks und in Neubeepflanzung, und ein weniger radikaler, indem man, falls die Stämme gesund sind, durch einen tüchtigen Fachmann die Kronen abwerfen und Edelsorten aufspießen läßt. Nach drei Jahren sind dann, wenn es sonst an nichts fehlt, erste Ernten zu erwarten.

Bei Anpflanzung von Obstsorten muß man in erster Linie solche berücksichtigen, die sich auf dem engeren Gebiet des anzupflanzenden Grundstücks, also in Nachbargärten, bereits bewährt haben. Dabei ist zu beachten, daß die Edelsorten, also die feinsten, deren Früchte am höchsten bezahlt werden, auch die unsichersten in der Ernte und die anspruchsvollsten in der Pflege sind. Wer schätzt nicht den herrlichen Grabensteiner, dessen Früchte in halbwegs guter Qualität jetzt in Berlin im Kleinhandel mit 75 Pf. bis 1 M. pro Pfund bezahlt werden! Das mag zur Anpflanzung verleiten. In der Tat gedeiht dieser Apfel in der Mark gut. Es ist aber zu berücksichtigen, daß der Grabensteiner nicht zu den guten Trägern gehört, daß er immer auch einen hohen Prozentsatz schlecht entwickelter Früchte liefert, so daß nur etwa 1/2 der Ernte als erste Qualität ausfortiert werden kann, dann aber auch, daß seine Krone gewaltig in die Breite geht, also eine große Bodenfläche beschattet und viel Raum beansprucht. Der Grabensteiner ist ein Herbstapfel, wenn er sich auch bis in den Winter hinein hält. Von Sommeräpfeln gedeihen bei uns der zwar klein bleibende, aber mit prächtigen roten Backen geschmückte pfirsichrote Sommerapfel, der weiße Alarapfel, der erzie auf dem Berliner Markt, der aber rasch geerntet und verkauft werden muß, weil er nach längstens 14 Tagen hin ist, dann auch der Charlamowsky, der später, zwischen Mitte August und Anfang September, reift.

Neuerdings tritt unter den Apfelbäumen die Blutlaus in bedenklicher Weise auf. Einem gesunden, gut gepflegten, in der Vollkraft stehenden Apfelbaum kann die Blutlaus nichts anhaben, einem schlecht gepflegten, kranken gibt sie indessen den Todesstoß. Da aber die Bäume der Kolonisten leider meist ausgehungert, schlecht gepflegt und krank sind, müssen bei der Anpflanzung in erster Linie solche Sorten berücksichtigt werden, die von der Blutlaus überhaupt nicht oder nur ganz wenig angegangen werden. Von allen bekannten Sorten sind nur der genannte Charlamowsky und Baumanns Renette, ein hübsch rot gefärbter Winterapfel, aber nicht von allererster Qualität, absolut blutlausfrei. Diese beiden blutlausfreien Sorten sind bei der Anpflanzung in erster Linie zu berücksichtigen. Neben diesen beiden gibt es auch noch Sorten, die die Blutlaus weniger stark befallt. Solche sind nach meinen Beobachtungen die Ananasrenette, der Grabensteiner, der Cellini und der Kaiser Alexander. Ganz ungewöhnlich blutlausempfindlich sind dagegen die Wintergoldparmäne und Cox Orangenrenette. Von der ersteren, die auf den Parzellen fast überall am

häufigsten vertreten ist, sollte man bei Anpflanzungen überhaupt grundsätzlich absehen, namentlich auf magerem Sandboden, da sie auch große Anforderungen an das Erbreich und dessen Düngung stellt. Bei Cox Orangenrenette ist die Blutlausempfindlichkeit sehr bedauerlich, denn diese Sorte ist zwar kleinfrüchtig, aber ein Edelapfel von einzigartigem Aroma, neben der Muskatrenette und Ribbons Pepping, die beide sehr unzuverlässig tragen, wohl der einzige Apfel mit ausgeprochenem Muskataroma.

In vielen Gärten sind die Birnen krank; sie treiben im Sommer schlecht, die Blätter werden fleckig und fallen zum größten Teil ab, die Bäume sehen dann dürftig aus, auch bleiben die angelegten Früchte in der Entwicklung zurück. Gegen diese Krankheitserscheinung gibt es kein Gegenmittel, sie wird als Kost bezeichnet. Der hier in Frage kommende Kospilz hat einen Zwischenwirt, von dem seine Existenz abhängig ist. Er lebt in einem Stadium auf zwei verschiedene Wacholderarten, auf dem Sadebaum mit kriechendem Wuchs und auf dem hochstrebenden virginischen Wacholder. Die Pilzsporen werden durch den leisesten Lufthauch auf ziemlich große Entfernungen zu den gegebenen Zeiten vom Wacholder auf die Birne und umgekehrt von der Birne auf den Wacholder übertragen. Bevor man sich also zur Anpflanzung von Birnen entscheidet, sollte man erst in den Gärten der weiteren Umgebung Umschau nach genannten Wacholderarten halten, die vielfach als Biergehölze angepflanzt sind. Wo man auch nur einen derartigen Wacholder trifft und den Besitzer nicht zum Auszoden bewegen kann, da verzichte man auf Birnen. Ist die Luft rein, dann sehe man von Anpflanzung der frühen Sommerbirnen, die durchweg kleinfrüchtig und nur wenig aromatisch, auch leicht verderblich sind, ab und pflanze Herbstbirnen als früheste Sorten. Die zuerst reisende gute Herbstbirne ist die gute Graue, dann folgen in der Reifezeit Amonis Butterbirne und die gute Luise. Letztere ist, zur rechten Zeit gepflückt und genossen, eine der aromatischsten Birnensorten, dabei schön von Färbung und schön von Gestalt.

Die Birnensorten verhalten sich übrigens bezüglich ihres Wertes nicht in allen Gegenden gleichmäßig; im allgemeinen sind die Birnen mit Niesenfrüchten, in Fachkreisen Koblrüben genannt, minderwertig; so die Sorten Andenken an den Kongreg, König Albert, Triumph von Wien u. a. Andere großfrüchtige Sorten verhalten sich, je nach Klima und Lage, verschieden. Die Herzogin von Angoulême bleibt bei uns fast ungenießbar, während sie in milden Gegenden eine erstklassige Tafelfrucht ist, und die Pastorenbirne entwickelt sich im märklichen Sand zur Tafelfrucht, während man sie anderwärts nur als Kochbirne kennt.

Wer Pflaumen liebt, der pflanze nicht die gewöhnliche Hauszwetsche, obwohl sie die anspruchsloseste ist, die man in guten Pflaumenzweigen, wie dem gegenwärtigen, oft nicht einmal für 8 Pf. das Pfund los wird, sondern Reineclauden und seine Pflaumen, namentlich im September/Oktober reisende Spätsorten. Bei Sauer- und Süßkirschen sind die frühesten Sorten die minderwertigsten. Die bei uns verbreitetsten ersten Süßkirschen, Früheste der Mark und Früheste von Werder, sind fleischarm und haben nur herzlich wenig Aroma, während sich unter den späten Sorten solche von allererster Qualität befinden, wie Büttners päte rote Knorpelkirsche und Noble. Unter den Sauer- oder Einmacherkirschen ist und bleibt die im Juli/August reisende große lange Rothkirsche, in Liebhaberkreisen Schattenmorelle genannt, die beste und ertragreichste. Meine Bäume dieser Sorte haben mich in den letzten zehn Jahren auch nicht ein einziges Mal mit der Ernte im Stich gelassen.

Hd.

## Kleines Feuilleton.

### Technisches.

Die größte Fallsperrre Europas. In den ersten Tagen des Oktober wird ein neues Meisterwerk deutscher Wasserbautechnik eröffnet, die größte Fallsperrre Europas, die Edertalsperre, die selbst die kürzlich eingeweihte Mühmetalsperre noch um 70 Millionen Kubikmeter Stauinhalt übertrifft. Bei Hemsfurt in Waldeck ist die mächtige Anlage entstanden; in der Haupttache wird sie dem Zwecke dienen, den Niedrigwasserstand der Weser zu erhöhen und in Verbindung damit den Rhein-Hannover-(Mittel-)Kanal zu speisen. Oberweser wie Kanal werden von nun ab während des ganzen Jahres schiffbar sein; zugleich werden die verderblichen Frühjahrüberschwemmungen im Eder-, Fulda- und Wesergebiet beseitigt. Natürlich wird auch hier eine elektrische Ueberlandzentrale errichtet, für die Landwirtschaft, die Kleinindustrie und die Städtebeleuchtung.

Die Befestigung des neu geschaffenen Riesenturmes erfolgt am besten von Bad Wildungen, Waldeck und Hemsfurt aus, mit der Bahn bis Bühlen; von dort ist die Fallsperrre in 1/2 Stunden erreichbar. Wo an einer Wiegung der Eder in der „Ura“ am Urenlopf und dem 422 Meter hohen Michelslopf die den Fluß begleitenden Berge bis fast auf 100 Meter herantreten, wurde die Sperrmauer errichtet. Etwa 200 000 Kubikmeter Erde und Steine mußten ausgehoben werden, um auf den felsigen Urgrund zu kommen. Hier an der Sohle ist die Mauer 270 Meter lang und 34 Meter breit; die Kronenlänge beträgt 390 Meter, die Breite 5 Meter; die Höhe erreicht 48,6 Meter. Die zum Bau benötigten 290 000 Kubikmeter Steine wurden in den benachbarten Bergen ge-

brochen. Das Niederschlagsgebiet der Sperrre umfaßt 1490 Quadratkilometer; die Wasserschicht hat eine Länge von 25 Kilometer und eine größte Breite von 2 Kilometer. Der Stausee wird 202 Millionen Kubikmeter Wasser fassen. 250 Kubikmeter Wasser können in der Sekunde abgegeben werden durch sechs in der Fallschleife befindliche Rohre von 1,35 Meter lichter Weite; außerdem sind 12 Öffnungen von je 2,50 Meter Breite in der Mitte der Mauer geschaffen; zum Abfluß des Hochwassers ist die ganze Mauerkrone als Ueberfall ausgebildet.

Die Gesamtkosten werden sich auf über 20 Millionen Mark belaufen, von denen etwa 8 Millionen Mark auf den Grunderwerb kommen. Erbauer ist die preussische Wasserbauverwaltung in Hannover. Die Sperrre ist im Verhältnis zu ihrer Wassermenge die billigste aller bisher gebauten Sperrren infolge der günstigen natürlichen Bedingungen. Wie bei der Mühmetalsperre verschwinden auch hier ganze Dörfer vom Erdboden. Die aus dem Stangebiet verzogenen 125 Grundbesitzer mit rund 800 Angehörigen sind teils nach dem Osten Deutschlands, teils in die benachbarten heftigen Gebiete abgewandert, teils haben sie sich im Waldecker Lande angesiedelt.

Die Lage des Stausees ist infolge der zahlreichen Buchten und Landzungen eine sehr schöne, namentlich an der Sperrmauer, von der man über den ersten Teil des Sees hinweg das Schloß Waldeck, 218 Meter über dem Tal, 420 Meter über dem Meere, liegen sieht, ebenso ist umgekehrt von der Altane des Schlosses aus der Rundblick ganz eigenartig.

### Aus dem Leben.

Peter Rosegggers Führer in dunkler Zeit. Es war 1864 in Graz, als Adalbert Svoboda leitender Redakteur der dortigen Tagespost war. Rosegger dankte ihm ein ermutigendes Schreiben, das ihn zur Fahrt nach Graz veranlaßte. Ihm voran traf bei Svoboda ein Bauer ein, der ein von dem Waldbauerbuben gesandtes Paket von 15 Pfund Schwere überbrachte; es enthielt alles, was Rosegger geschrieben hatte. Im Oktoberheft der Monatschrift „Der Türmer“ (Greiner u. Pfeiffer Verlag, Stuttgart) erzählt nun Rosegger in dankbarer Erinnerung, wie die erste Begegnung mit seinem Entdecker, Helfer und „Führer in dunkler Zeit“ gewesen ist:

Im Herbst besuchte ich Graz und stand vor Dr. Svoboda. Da gab es folgendes Gespräch:

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?“

„Bücher hab' ich halt nie gar viel, deswegen will ich mir ihrer schreiben.“

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?“

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einschlafen, wenn ich nit ein wenig dichten tu.“

„Sie sind Lehrling bei einem Bauernschneider?“

„Das ist g'wih.“

„Gefällt Ihnen das Handwerk.“

„O, ganz gut. Aber können tu' ich halt noch nit gar viel.“

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was anderes lernen?“

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden tät.“

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber junger Petrus!“ sagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Daß ich von Ihnen etwas abdruckte, geschah nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen möchten. Haben Sie erst was Nüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?“

„Und will morgen wieder heim.“

„Einstweilen ja. Aber doch nicht zu Fuß, doch auf der Eisenbahn.“

„Das tragt's halt nit.“

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit.“ Er wies auf einen Stof, der auf dem Tische lag. „Merken Sie auf! Diese Bücher mit dem roten Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden.“ Die ersteren — einige neue Romane, wie sie zur Besprechung an Zeitungen geschickt zu werden pflegen, die letzteren Klassiker.

Als diese Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus! Ihre Jacke, die Sie anhaben, ist so weit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter. — Erlauben Sie!“ Damit zog er seinen schwarzen Rod mit dem roten Seidenfutter aus, so daß er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rod hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß acht, daß Sie nichts verlieren, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!“

Als ich nachher die Treppe hinabstieg, war ich doch begierig, was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zustande brachte, für seinen Nächsten den Rod auszuziehen und hinzugeben.